

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 35

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

24. Fortsetzung

Noch immer wartete sie auf ein Wort, auf ein einziges kleines Wort, das ihr den Trost seiner Anhänglichkeit und Sohnesliebe geben sollte. Aber sie wartete umsonst.

Wieder drängte er: „Wann kann ich gehen?“ Ungeduldig trat er von einem Fuss auf den andern.

„Du wirst dich schon noch zwei bis drei Wochen gedulden müssen“, hörte Christine sich mit einer fremden Stimme sagen. „Die Anmeldung dort, die Abmeldung hier, Kleider richten, packen, – alles braucht Zeit.“

„Schade!“ Johannes zerknüllte seinen Bogen Papier und warf ihn in eine Ecke. Dann lachte er laut und unvermittelt auf:

„O, nun könnt' ich Steine beissen, Bäume auseinanderreissen!“

Christine schlich still aus dem Zimmer, wie ein fremder Mensch, der hier nichts mehr zu suchen hatte. Sie war fremd im eigenen Hause geworden.

Mitten in der Nacht ging sie in den Garten hinaus. Sie schaute zu den Sternen hinauf, – es waren dieselben Sterne, die zu ihr herniedergefunkelt, als sie – damals – auf dem kleinen Balkon des Hotels in Lugano gestanden und das Schicksal herausgefordert hatte. Deutlich nahe, als wäre jene Zeit und jene Stunde zurückgekehrt, hörte sie sich sagen:

„Ich fordere mein Recht, das Recht auf Mutterschaft – um jeden Preis! Ich will alles dafür geben – ich will alles dafür lassen. Gott, wenn du bist, so erhöere mich!“

Nun war es so weit. Gott hatte ihre Herausforderung angenommen. Sie hatte für ihren Trotz, für ihren Ungehorsam „den letzten Heller“ zu bezahlen. Das Steuer von Johannes' Lebensschifflein war ihren Händen entglitten. Das unbestechliche Gesetz von Saat und Ernte trat in Kraft.

*

Doktor Haller und Professor Tanner erledigten gemeinsam alles, was noch zu tun war, um Johannes' Übertritt aus dem Gymnasium in das Institut zu vollziehen. Die dortige Direktion war Christine mit dem Preise verständnisvoll entgegengekommen, und das Rektorat des Gymnasiums von Altenheim hatte Johannes ein Abgangszeugnis ausgestellt, das menschliches Wohlwollen zum Ausdruck brachte und die Brücke zu den neuen Lehrern bauen half.

Die Trennung von den Professoren und den Mitschülern vollzog sich rasch. Johannes hatte nirgends Wurzeln ge-

fasst und löste sich daher ohne jeglichen Schmerz.

Nur Professor Tanner hielt die Hand des Scheidenden etwas länger:

„Alles Gute, Keller“, sagte er, „Sie wissen, ich erwarte noch etwas von Ihnen. Enttäuschen Sie mich nicht.“

Im Hofe warteten die Kameraden und schüttelten ihm die Hand.

„Leb wohl, Peer Gynt“ – der Name war ihm geblieben – „lass etwas von dir hören. Es soll riesig interessant sein in jenem Institut!“

Johannes versprach alles und dachte an nichts.

„Jolie“ hatte einen hochmütigen Zug im Gesicht und Tränen in den Augen als sie ihm adieu sagte:

„Schreib mal ein Drama für mich, Peer Gynt“, ich warte darauf.“

„Peer Gynt gehorcht dem Propheten.“

Dann ging er gross und schlank über den Hof und sah nicht mehr zurück.

Am andern Morgen stand er im Mantel – die Mütze in der Hand – vor seiner Mutter, um Abschied zu nehmen. Doktor Haller wartete draussen, um ihn an die Bahn zu bringen, – Christine hatte nicht mehr die Kraft dazu.

Als sie ihren Sohn in die Arme schloss und ihren Kopf in unaussprechlichem Schmerz einen Augenblick an seiner Schulter barg, da weinte sie laut auf vor Weh und Jammer. Sie brachte kein einziges armes Wort hervor, nur dieses herzerreissende, hilflose, verzweifelte Weinen...

Johannes küsste den grauen Scheitel seiner Mutter und lächelte arm und welken... so schieden sie.

Als er gegangen – als sein Schritt verhallt – das Gartentürchen ins Schloss gefallen war, flüchtete Christine mit ihrem würgenden Schmerz in Johannes' Zimmer. Sie hatte es noch nicht in Ordnung gebracht, das Bett noch nicht gemacht. Auf dem Kissen war noch die eingedrückte Stelle zu sehen, wo sein Kopf gelegen hatte...

Christine presste ihr Gesicht hinein – sie atmete den Duft seines Haares – den Duft seines Körpers – und sie weinte, als ob ihr das Herz brechen müsste.

5

Das Institut „La Lumière“ stand auf einer stolzen Anhöhe über dem kleinen welschen Dorf. Es bildete einen Block von vier Häusern, schönen, grossen Natursteinbauten. Ein stolzer Umschwung mit den Schülergärtnerien, dem Sport- und Tennisplatz vervollständigte das Ganze und gab ihm jene imposante

Wichtigkeit, die seiner Internationalität gebührte.

250 Schüler aus aller Welt genossen hier das Beste, was ein Schweizer Internat zu bieten hatte. Hier trafen die verschiedensten Mentalitäten, Konfessionen, Anschauungen und Eigenarten zusammen, und dennoch, das Wunder geschah: Dank einer ausgezeichneten Führung vertrugen sich alle die jungen Leute ausnahmslos gut und hielten prächtig Kameradschaft.

Zwei Direktoren, sich in das Deutsche und das Welsche teilend, standen dem Ganzen vor. Direktor Bonjour: ein kleiner, welt- und lebenserfahrener Mann, temperamentvoll, mit Humor, elegant, von den Schülern sehr geliebt. Direktor Lang: sein Gegenstück, mehr Respektsperson, kräftig gross, ernst und von einer soliden Gründlichkeit. Was er gelegentlich zu hart anfasste, konnte durch Vermittlung von Direktor Bonjour gemildert und ausgeglichen werden. Und umgekehrt war Direktor Lang das notwendige Gegengewicht für welschen Charme und welsche Zuvorkommenheit. Die Schüler hatten diese beiden Temperamente bald herausgefunden und verstanden es, ihre Angelegenheiten darnach zu richten.

Johannes war ein paar Tage lang wie geblendet von dieser neuen Welt. Dann aber lebte er sich in diese Welt hinein, als ob er immer dagewesen wäre. Er bewegte sich in den verschiedenen Häusern, in den vielen Räumen, wie einer, der auch mit geschlossenen Augen seinen Weg findet und sich auskennt. Die Direktoren und die Lehrer staunten.

Bei einem Mittagessen, das stets von allen gemeinsam eingenommen wurde, gab Direktor Bonjour seiner Freude über dieses rasche Sicheinleben des neuen Schülers Ausdruck.

Johannes stand in seiner gewohnten Haltung, den Kopf leicht in den Nacken zurückgelegt, in den Augen ein neues, fremdes Licht. Man erwartete von ihm, dass er, wie es in der „Lumièrerie“ die Regel war, sich für das Lob des Direktors bedanken würde. Aber er dachte nicht daran, er sagte, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt: „Warum sollte ich mich im Schlosse meines Vaters nicht wohl fühlen? Ich freue mich, Sie alle hier zu treffen und ich hoffe, dass es Ihnen ebenso gut gefallen wird wie mir.“

Eine Sekunde war alles still, man hätte das Fallen einer Nadel hören können. Dann aber lachte die ganze junge Gesellschaft schallend auf, in der Meinung, Johannes hätte sich einen glänzenden Witz geleistet. Selbst die Direktoren und Lehrer lachten mit. Man war in der „Lumièrerie“ an allertand Ueberraschungen und an vielerlei Sonderheiten der Schüler gewohnt, und wenn nun beim Neuen noch eine Ueberraschung und Sonderheit mehr zu-

erwarten war, so gehörte das mit in den grossen, vielgestaltigen Betrieb.

Keiner stiess sich also daran, wenn Johannes plötzlich in einem Zimmer, einem Korridor, auf der Treppe, im Eßsaal oder auf dem Sportplatz die «Gäste» seines Vaters feierlich begrüßte und sie fragte, ob sie mit der Kost und dem Zimmer zufrieden seien. Die so Angeredeten wollten sich krumm lachen vor Vergnügen, gingen aber immer darauf ein und lobten die Gastfreundschaft in allen Tönen.

Johannes teilte seine Schlaf- und Arbeitsbude mit dem deutschen Jungen Heinz Köhler, der in einem Jahr seine Matura machen wollte, um nachher daheim Medizin zu studieren. Er war gross, blauäugig, blond, ein tüchtiger Schaffer und guter, fröhlicher Kamerad. Gleich von Anfang an hatte er Sympathie für Johannes gehabt, weil ihn dessen Eigenart anzog und interessierte.

«Wir haben eine ganze Menge ver-rückter Hühner hier», sagte er einmal zu ihm, «aber ich glaube, du schlägst den Rekord.»

«Ich bin der Sohn des grossen Peer», gab Johannes zur Antwort und machte ein feierliches Gesicht.

«Ja, und nebenbei kann man ganz menschlich mit dir reden. Dein heutiger Aufsatz zum Beispiel, den uns Doktor Hofmann vorgelesen hat, ist direkt ein Juwel. Warum schickst du ihn nicht an eine Zeitung? Er würde bestimmt angenommen.»

Auch ein paar andere Schüler, die dabei standen, stimmten Heinz Köhler bei. Einer, dessen Vater gute Beziehungen zur Presse hatte, wollte «die Sache fördern» und riet Johannes, den Aufsatz abzuschreiben und ihm das Manuskript zu überlassen.

Johannes machte sich sofort an die Arbeit, während Heinz eine Klassenarbeit für ihn erledigte. Noch am selben Abend kam das Manuskript zur Post, und nun wartete sozusagen das ganze Institut auf den «dichterischen Erfolg».

Johannes wurde in verschiedenen Fächern jenen Kleinklassen zugeteilt, die nur 8 bis 10 Schüler hatten. Auf diese Weise konnte für ihn mehr Zeit und Geduld verwendet werden, so dass er langsam Fortschritte zu machen begann. Man war daher mit seinem Fleiss zufrieden, nicht aber mit seiner Ordnung und Disziplin. Auch war es offensichtlich, dass er jeden weiteren Kontakt und Umgang mit den Schülern des Institutes mied. Stellte man ihn deswegen zur Rede, so behauptete er, es werde über ihn geschwatzt und da sei es besser, er bleibe allein. Immer wieder konnte man ihn irgendwo munter-seelenallein herumsitzen oder -stehen sehen, völlig abwesend, ganz in sich und seine Gedanken eingesponnen. Es kam auch immer wieder vor, dass er zu spät zu den Stunden erschien. Seine

Ausreden waren stets dieselben: entweder hatte er noch «zu tun» gehabt oder er hatte «Bekannte getroffen» oder er war von «jemand gerufen» worden, jedenfalls aber war ihm weder mit Ueberstunden noch mit Strafarbeiten beizubringen, dass er pünktlich das Klassenzimmer zu betreten hatte.

Johannes hatte immer «rasend viel zu tun». Von jedem Gang ins Dorf brachte er Schreibpapier mit. Er schrieb, zerriss es wieder und begann von vorne.

«Was soll eigentlich daraus werden?» fragte Heinz Köhler, der erstaunt dieses Treiben beobachtete.

«Eine neue Offenbarung für die Welt», antwortete Johannes.

«Wenn du nebst deinen Marotten nicht auch wieder klug und vernünftig wärest, so müsste ich manchmal denken, du seiest verrückt.»

Daraufhin lachten sie laut und herzlich miteinander.

Johannes schrieb wenig an seine Mutter, und was er ihr schrieb, hätte er ebensogut einem fremden Menschen sagen können. Die Briefe Christines waren dafür um so herzlicher und länger gehalten — für Johannes' Gefühl zu herzlich und zu lang, so dass er sich zu oft nicht die Zeit nahm, sie gründlich oder ganz zu Ende zu lesen. Seine eigenen Gedanken trieben ihn rastlos und ruhelos von einer Sache weg zur andern hin.

«Ich habe so viele Ideen und Pläne im Kopf», sagte er einmal zu Heinz, «dass ich mit Denken nicht mehr nachkommen kann. Wenn ich etwas zu schreiben beginne, so rennen die Gedanken voraus und auf dem Papier steht nachher kaum die Hälfte von dem, was ich eigentlich sagen wollte.»

Es war für Johannes ein grosser Tag, als seine «Herbstvision» in einer Tageszeitung gedruckt erschien und er das Honorar dafür in den Händen hielt. Das ganze Institut feierte den ersten literarischen Erfolg des jungen «Dichters» und Johannes lächelte still und bescheiden dazu. Niemand ahnte, dass hinter diesem bescheidenen Lächeln die Zerstörung lauerte, dass der Grössewahn sein erstes furchtbares Zeichen tat...

An einem schulfreien Nachmittag ging Johannes allein ins Dorf hinunter. Fast die ganze Einwohnerschaft lebte dort direkt oder indirekt vom Institut. Darum gab es zwei hübsche Konditoreien, eine gemütliche Bierstube, nette Geschäfte und Läden, wie man sie sonst an solch kleinem Ort nicht findet. Die Schüler der «Lumière» waren willkommene Besucher und Käufer, denn sie kamen fast alle von reichen Eltern und das Institut stand für die Einkäufe gut.

So wunderte sich denn auch der freundliche Papeterie-Besitzer nicht, als Johannes, dem er stets das viele



IM BLUMENSCHMUCK

*Bärn muess wohl öppis Bsundrigs ha:
's leit ds Sunntigchleid am Wächtig a!
Es stürzt sech i die schönschti Tracht
Und strahlt i hällschter Bluemepracht.*

*Vo jedem Fänschter, jedem Hus
Grüessst's bunt und früsch i d'Gasse us —
's isch doch kei Fyrtig u kei Fescht,
Kei Stadtempfang für höchi Gescht?!*

*O nei, das isch für d'Bärnerlüt,
d'Stadt fyret für sech sälber hüt
Und treit mit Stolz das Bluemechleid
Zur eigne Ehr und eigne Freud.*

Schreibpapier lieferte, nun eine kleine Schreibmaschine bei ihm bestellte. Johannes sagte bei der Bestellung nicht etwa «für mich», sondern «für uns». Um so entgegenkommender war der kleine Geschäftsmann.

In der Druckerei der Dorfzeitung gab Johannes 500 Stück Visitenkarten in Auftrag. Auch das wurde bereitwillig und mit verständnisvollem Lächeln besorgt. Schon in der folgenden Woche wurden die Schreibmaschine und das Paket Visitenkarten in das Institut gebracht.

Johannes hatte auf dem Verwaltungsbureau eine Erklärung über die Einkäufe abzugeben.

«Die Schreibmaschine ist das Geschenk meines Grossvaters», sagte er mit vornehmer Geste, «er bezahlt sie direkt. Die Visitenkarten gehen auf meine Rechnung Ende des Quartals.»

Die Sache war gut, die Einkäufe wurden ihm überlassen.

Heinz Köhler machte grosse Augen, als er die Schreibmaschine sah: «Gibst du es aber üppig!»

«Mein Grossvater kann sich so etwas leisten — vornehme Abstammung — weisst du. Man hat mir daheim nie die Wahrheit gesagt, doch ich bin im Bild.»

«Dein Vater ist gestorben?» fragte Heinz voller Interesse.

«Auf einer grossen Reise.»

«Aber deine Mutter lebt hier in der Schweiz?»

«So sagt man», antwortete Johannes müde, «aber was ich gesehen habe, das habe ich gesehen, und was ich gehört habe, das habe ich gehört. Ich glaube nicht, dass die Frau in Altenheim, die mich erzogen hat, meine richtige Mutter ist, es ist alles nur Tarnung, aber nicht mehr lange.»

«Armer Kerl.» Heinz Köhler, der schon drei Jahre in der «Lumière» verbracht hatte, wusste, dass das Institut unter den 250 Schülern recht interessante Persönlichkeiten barg: Söhne grosser Politiker und Wissenschaftler, Geldmänner, alter Adel, auch nicht selten aussereheliche Söhne grosser Künstler und Künstlerinnen, die dann jahrelang hier bis zu ihrer Volljährigkeit lebten. Heinz fand also nichts Erstaunliches darin, dass nun auch Johannes' Leben ein Geheimnis barg. Er war jedoch nicht neugierig, nahm sich aber vor, ihm ein guter Kamerad zu sein.

Zu den Visitenkarten mit dem Aufdruck «Johannes Keller von Altenheim, Dichter», lachte er herzlich. «Ein bisschen GW», dachte er, «aber jeder von uns hat seinen Sporn.» Laut sagte er nur:

Unter Umständen kann so eine Visitenkarte eine hilfreiche Autosuggestion für den Besitzer werden, also dicke weiter.»

Johannes zog sich immer auffallender von jeglichem Verkehr mit andern Schülern zurück. Er liebte das Fürsichsein und es war noch keinem Lehrer gelungen, in seine Welt einzudringen. Die vielgerühmte «individuelle» Behandlung fand also auch hier ihre Grenzen, zumal jeder der Schüler in irgendeiner Beziehung mehr oder weniger Schwierigkeiten machte.

Die Berichte, die in gewissen Zeitabständen zu Frau Christine nach Altenheim gingen, lauteten dementsprechend zuversichtlich: «Ihr Sohn ist fleissig, er gibt sich Mühe, macht keine besonderen Schwierigkeiten, sein Gesundheitszustand ist gut. Zu wünschen wäre nur, dass er sich Kameraden und Lehrern mehr anschliessen möchte.»

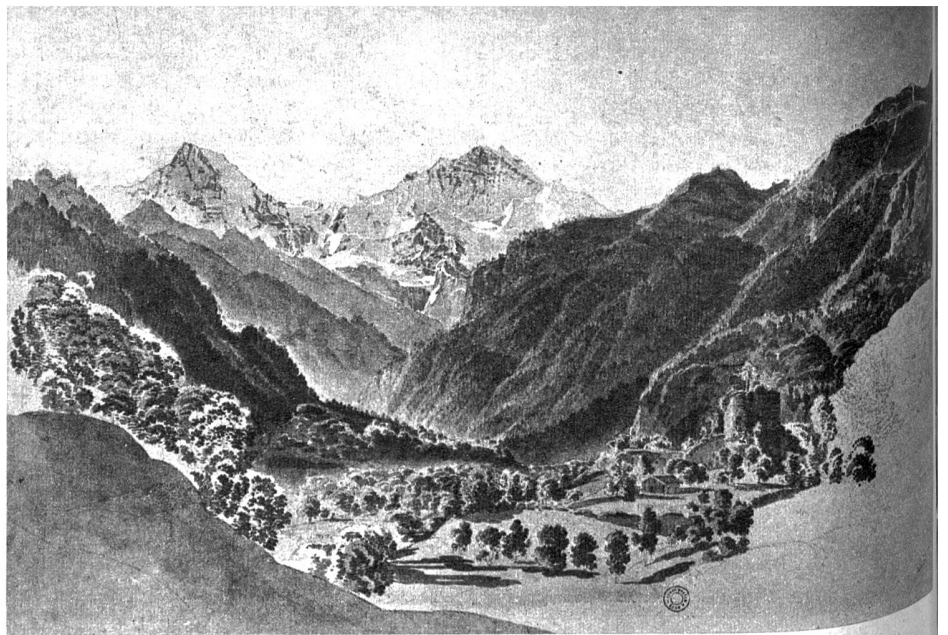
Dass Johannes zum halben Preis in der «Lumière» aufgenommen worden war, als schöne Geste an das Altenheimer Gymnasium, wusste man nur auf der Direktion.

Christine schickte jeden dritten Monat das Geld, das sie von der Bank abheben musste. Das tat nicht weh, aber dass Johannes so spärlich schrieb und so fremd, das riss ihr am Herzen. Sie beklagte sich einmal — nur ein einziges Mal — darüber. Daraufhin kam ein Brief, in dem Johannes um eine Geldzulage bat «für Extraausgaben, die unumgänglich notwendig sind».

Christine schickte auch das.

Johannes bezahlte seine Visitenkarten davon und pumpete nebenbei Heinz Köhler um 20 Franken an. «Meine Mutter ist auf einer Reise und das Taschengeld ist mir ausgegangen.»

(Fortsetzung folgt)



1

1 Gäste aus aller Welt haben sich schon an jenem Anblick begeistert, der uns hier in einem zeitgenössischen Stich vor Augen tritt. Rechts erhebt sich die Ruine von Unspunnen, zu deren Füßen die „Burgmatte“ liegt. Da trafen sich zum ersten schweizerischen Alphirtenfest des Jahres 1805 mehr als dreitausend Menschen — ob es am heurigen Trachtenfest nicht noch viel mehr sein werden?

2 Zwei Berner standen im Steinstöken im ersten Rang; auf sie paßt wohl der Hinweis in seinerzeitigen Festprogramm, daß sie ihre Blöcke „oft auf eine unglaubliche Distanz zu schleudern vermögen“. Wie mögen da die vornehmen Herren und Damen aus der Stadt und den Landschaften gestaunt haben!

3 Zu einem richtigen Aelplerfest gehören sicherlich die Alphornbläser. Von ihrem Instrument jagt eine alte Schilderung: „Die Wirkung dieser Musik auf Schweizerische Bergbewohner, die im Ausland sich befinden, gränzt an das Wunderbare und würde beynahe fabelhaft scheinen, wenn nicht hundert Beispiele die Wahrheit der Sache bezeugten.“

4 So schaut die Freiamterin in die Sonntagssonne. Leise Anklänge an andere Trachten kommen uns in den Sinn — und gleichwohl hat dieses prächtige Kleid seinen ganz besonderen Charakter. Ja, so ein Trachtenfest! Da merkt man erst, wieviel Sinn für die Schönheit unser doch schon recht trodenes Volk noch hat.

5 Es ist, als schlüpfte man mit der Tracht gleich auch in die rechte Festfreudigkeit hinein; die Kleinlichkeiten des Alltags verschwinden, man fühlt sich nicht mehr als Berner und als Züribieter, als Bündnerin oder Tessinerin, sondern als engverbundenes, heimattraues Schweizer Volk. Sieht man es nicht schon den Gesichtern an?

2

